



Im Spiel gegen Dortmund am 12. Mai war die Meisterschale noch aus Pappe – an diesem Samstag soll's die echte sein: Wolfsburg ist der Titelgewinn kaum mehr zu nehmen

Foto: dpa

# Erst Meister und dann ein Porsche

Wolfsburg schielt auf Stuttgart: Die VW-Stadt will auf den Fußball-Gipfel – und hält im Machtkampf der Autobauer den Ball flach

Am heutigen Samstag kann der VfL Wolfsburg Deutscher Fußballmeister werden. Die VW-Stadt bereitet sich auf die größte Party ihrer Geschichte vor. Ein langer Seitenblick gilt allerdings dem VfB Stuttgart – was nicht nur mit der sportlichen Situation zu tun hat, sondern mit dem Hickhack mit Porsche.

VON UNSEREM REPORTER

MICHAEL ISENBERG, ZURZEIT WOLFSBURG

**WOLFSBURG.** „Ja nun, schön wäre das schon“, sagt Heinz und rückt sein Königs-Pilsener auf der Theke ein paar Zentimeter nach vorne. Heinz tippt auf ein 1:1 am Samstag gegen Bremen. Das Unentschieden im Heimspiel würde genügen – und der VfL Wolfsburg wäre erstmals Deutscher Fußballmeister. „Mann, wie sich das anhört: deutscher Meister“, sagt Heinz, und rückt das Köpi wieder zurück. Die Fußball euphorie in der Wolfsburg Bierbar Saloniki ist ein zartes Pflänzchen, auch am Freitag, ein Tag vor dem Spiel der Spiele.

„Als Fan des VfL Wolfsburg ist man eben etwas zurückhaltender als bei den großen Clubs wie Bayern, Schalke oder Stuttgart“, erklärt Ralf Schwarz. Seit Donnerstag campiert die Familie aus Söhlde bei Hildesheim am Wolfsburg Allerseer, fast in Sichtweite der Volkswagen-Arena. „Wir haben keine Karten für das Spiel, aber wir wollen bei der Meisterfeier dabei sein.“ Der Familienvater und sein neunjähriger Sohn Dennis tragen Fan-T-Shirts; Mutter und Tochter tragen noch Zivil. Aus dem CD-Spieler dudelt der aktuelle Tribünen-Hit: „Grün-weiß VfL, unsere Farben leuchten hell!“

„Das Ding müssen Sie sich noch ansehen“, sagt Ralf Schwarz und führt den Besucher ins Vorzelt: Das Ding entpuppt sich als grün-weißer Toaster, der jeder Brotscheibe das VfL-Wappen einbrennt. „Den habe ich

vor drei Wochen von meinem Mann zum Hochzeitstag bekommen“, erzählt die Ehefrau und schenkt ihrem Gatten ein mildes Lächeln. „Diese Fankultur ist für uns alle ein bisschen ungewohnt, und dann gleich noch die Chance auf die Meisterschaft“, meint der Gatte achselzuckend.

Als die Wölfe 1997 in die erste Liga aufgestiegen sind, hat ein Häuflein von 5000 Getreuen die Mannschaft gefeiert. Jetzt werden bis zu 100 000 erwartet. Für eine Stadt mit 120 000 Einwohnern grenzt das an Wahnsinn. Weil das Stadion seit Wochen ausverkauft ist, wird das Spiel live auf acht Großbildleinwände in der City übertragen. Sollte Wolfsburg die Meisterschale holen – wovon Fußball-Deutschland und sogar der Tabellenzweite FC Bayern „zu 99,9 Prozent“ ausgehen – wird die Mannschaft von Trainer Felix Magath nach dem Spiel auf einer Bühne vor dem Rathaus empfangen.

Der VfL steht zwar seit acht Spieltagen auf Platz eins. Trotzdem hält sich Wolfsburg bedeckt. „Die Menschen haben noch gar nicht begriffen, dass sie Meister werden“, sagt Enzo Arnesana. Der Italiener ist 1969 als Gastarbeiterkind nach Stuttgart gekommen, seit 1988 lebt er in Wolfsburg. „Auch diese Stadt ist Großstadt, aber die Menschen sind nicht großstädtisch“, meint der 50-jährige Gastronom. Die Großspurigkeit von Hannover oder Braunschweig sei Wolfsburg einfach fremd.

„Niemand hat erwartet, dass der VfL am Ende so gut dasteht“, sagt Oberbürgermeister Rolf Schnellecke. „Wir sind einfach beglückt.“ Die letzte Fußballmeisterschaft eines Clubs aus Niedersachsen liege immerhin 42 Jahre zurück. „Nun ruhen die Augen der Nation auf unserer Stadt“, sagt der CDU-Politiker und spricht pathetisch vom „Wunder von Wolfsburg“.

Die Firma, die das „Wunder“ möglich gemacht hat, hat ihren Sitz auf der anderen Seite des Mittellandkanals, markiert durch vier turmhohe, rote Backsteinschornsteine. In Wolfsburg wird die Volkswagen AG nur

„das Werk“ genannt. Als der VfL 1997 erstklassig wurde, ergriffen die VW-Bosse die Gelegenheit beim Schopf, beendeten das glamouröse Sponsoring von Pop- und Rockmusik und schwenkten um zum bodenständigen Fußball. Das war der Kundschaft eher zu vermitteln und obendrein günstiger.

Der Durchmarsch an die Spitze beginnt allerdings erst zehn Jahre später, als VW-Vorstandschef Martin Winterkorn den arbeitslosen Magath verpflichtet kann. Der Neue wird Trainer, Geschäftsführer und Sportdirektor in Personalunion. Die Macht-fülle ist immens. Doch Winterkorn, einst Torwart beim TSV Müningchen, weiß, was er tut. 2007/2008 darf Magath 29 Millionen und 2008/2009 sogar 34 Millionen Euro für neue Spieler ausgeben. Winterkorn fordert nur eines: Erfolg.

„Die Leute hier können das Gerede über die VW-Millionen und den VfL nicht mehr hören“, winkt Michael Kothe, Redaktionsleiter der Tageszeitung „Wolfsburger Nachrichten“ ab. Das habe bei den Bürgern eher eine Trotzreaktion ausgelöst. Zumal von dem Titel nicht nur VW, sondern auch das Image der Stadt nachhaltig profitieren soll.

Wolfsburg ist am 1. Juli 1938 auf der grünen Wiese gegründet worden, als Produktionsstandort für den Kraft-durch-Freude-Wagen der Nazis. Nach 1945 wurde die Siedlung in Wolfsburg umbenannt; aus dem Rüstungsbetrieb entstand das heutige Volkswagen-Werk. Den Ruf als Retortenstadt im Zonenrandgebiet hatte Wolfsburg allerdings weg. Daran haben weder die eleganten Neubauten aus den 50er und 60er Jahren im vorigen Jahrhundert noch die Lage inmitten von Wald und Wiesen etwas ändern können.

Die alte Wolfsburg City wirkt in ihren besten Ecken wie eine Kulisse für einen Wirtschaftswunder-Film, und durch die stille Vororte streicht Sanatoriumsluft. Dabei hat die Stadt in den vergangenen 15 Jah-

ren rasant Fahrt aufgenommen, vor allem mit spektakulären Kulturbauten. Mit der Autostadt – eine Selbstinszenierung von VW in Stahl und Beton für 500 Millionen Euro – ist man seit dem Jahr 2000 auch eine Hausnummer im Tourismusgeschäft. 1996 zählte Wolfsburg 330 000 Besucher; 2006 waren es 4,8 Millionen. Ein Science-Center und ein Einkaufszentrum für Designermode sind die neuesten Attraktionen. Auch wenn manches betonlastig und überdimensioniert wirkt – Wolfsburg ist längst besser als sein Ruf. Diese Erfolgsgeschichte soll neue deutsche Meister verkünden.

Falls Wolfsburg sein Spiel gegen Bremen vermasselt, können jedoch sowohl der FC Bayern wie auch der VfB Stuttgart noch

Das zweite Thema, das Stuttgart und Wolfsburg in diesen Tagen innigst verbindet, hat mit Sport nichts zu tun. Trotzdem geht es auch da um Sieger und Verlierer: Porsche. Seit der Machtkampf zwischen den Familien Piëch und Porsche entbrannt ist, zuckt man in Wolfsburg zusammen, wenn die Rede auf den Sportwagenbauer aus Zuffenhausen kommt. Die Vorstellung, dass Porsche das Sagen bei VW bekommt, ist hier schier unvorstellbar. Immerhin sichert das VW-Werk mit rund 50 000 Beschäftigten der Stadt und ihrer Region nahezu im Alleingang Wohlstand und Zukunft. „Wolfsburg und das Werk sind eine Schicksalsgemeinschaft“, sagt OB Schnellecke knapp.

Falls die Autobauer zu einem Unternehmen fusionieren – wobei egal ist, ob VW Porsche oder Porsche VW übernimmt –, droht Stuttgart freilich ein Verlust von bis zu 100 Millionen Euro Gewerbesteuer. Die Summe wird in Wolfsburg heftig bestritten, schließlich will man kein Öl ins Feuer gießen. „OB Wolfgang Schuster und ich verstehen uns gut“, sagt OB Schnellecke. „Es gibt keinen Neid und keine Begehrlichkeiten: Keiner will dem anderen etwas wegnehmen.“

Doch ganz so konfliktfrei ist die Situation nicht: Schuster spricht sich unmissverständlich für die Eigenständigkeit der Porsche AG aus, Schnellecke macht ebenso deutlich klar, dass „die Entscheidungszentrale von VW Wolfsburg sein muss“.

„Für den kleinen Mann auf der Straße ist die Gefechtslage zwischen Piëch und Porsche, VW und Porsche, Stuttgart und Wolfsburg oder Baden-Württemberg und Niedersachsen doch völlig unklar“, seufzt Gastronom Arnesana. Dass Porsche jetzt selbst um Kredite und Subventionen betteln müsse, sagt doch alles, wirft der Mann am Nebentisch ein: „Erst werden wir Meister, dann kaufen wir uns noch einen Porsche.“ Arnesana, der Mann mit dem Stuttgarter und dem Wolfsburg Herz, winkt müde ab. „Porsche und VW? Das ist doch eine ganz andere Liga als der Fußball.“

„Stuttgarts OB und ich verstehen uns gut. Es gibt keinen Neid und keine Begehrlichkeiten“

Rolf Schnellecke  
Oberbürgermeister von Wolfsburg



Meister werden. Das sportliche Restrisiko eines jähen Scheiterns verliert man in Wolfsburg keineswegs aus den Augen, im Gegenteil. „Die Leute halten den Korken auf der Champagnerflasche“, weiß der Journalist Kothe, „keiner will riskieren, am Ende als Verlierer dazustehen.“

Animositäten erfährt der Besucher aus Stuttgart aber keine – weder wegen des schmachtvollen 1:4 in der letzten Partie gegen den VfB noch als potenzieller Spielverderber im Titelkampf. „Stuttgart wurde 2007 unerwartet Meister, jetzt sind wir dran“, sagt Heinz im Saloniki. Sein beschwörender Tonfall verrät aufkommende Besorgnis, zumal Werder der Angstgegner in der VW-Arena ist. „Den Ball schön flach halten, dann die Chance nutzen“, sagt Camper Ralf Schwarz. Nervös? „Kaum.“

## Ohne Kinder keine Karriere

Britische Wissenschaftlerin sieht weibliche Beschäftigte, die keinen Nachwuchs haben, diskriminiert – Büro-Mütter bejubeln Forschungsergebnisse

VON UNSERER KORRESPONDENTIN

JASMIN FISCHER, LONDON

**LONDON.** Kinderlose Frauen werden bei Beförderungen übergangen, weil Chefs sie für „kalt, komisch und emotional fehlerhaft“ halten. Diese Beobachtung der englischen Wissenschaftlerin Caroline Gatrell sorgt auf der Insel für hitzige Kontroversen und einen neuen Grabenkrieg in der Bürowelt.

Kinder und Job zu vereinbaren, das ist ein Balanceakt, nebenbei Karriere zu machen ein noch größeres Problem. Doch offenbar kämpfen nicht nur Mütter im Büro mit Schwierigkeiten – auch Kinderlosigkeit bremst laut Gatrell Frauenkarrieren aus. Vorgesetzte grenzen Kolleginnen ohne Nachwuchs aus, stellen sie ungern ein und befördern sie seltener, weil sie das Gefühl haben, ihnen fehle es an „grundlegender Menschlichkeit“.

Es sind alarmierende Thesen, die die Forscherin von der Lancaster University Management School formuliert. „Frauen, die offen und explizit lieber eine Karriere verfolgen, als Mutter zu werden, werden im Job verschmäht und leiden an enorm unfairer Behandlung“, erklärt Gatrell. „Oft ist dies der Grund, warum ihnen keine Führungs-

verantwortung für andere übertragen wird.“ Kinderlose Frauen sehen sich offenbar gleich an mehreren Fronten diskriminiert: „Wenn sie im gebärfähigen Alter sind, werden sie bei der Vergabe von Leitungspositionen übergangen, weil sie zumindest theoretisch ein Baby bekommen könnten“, so Gatrell. Bekommen sie keine, gelten sie schnell als „herzlose Freaks“. In der Zwischenzeit aber müssten sie oft härter und mehr arbeiten als Männer, um die Fehlzeiten jener Mütter auszugleichen, die wegen kranker Kinder zu Hause blieben.

„Die Untersuchungsergebnisse legen nahe, dass berufstätige Frauen einfach immer verlieren, egal, für welche Option sie sich entscheiden“, resümiert die Wissenschaftlerin. Sie hat sechs Jahre lang Tausende Internetforen durchforstet, in denen sich Frauen im Schutz der Anonymität über Büroprobleme austauschen. Sie konzentrierte sich vor allem auf die Situation von Müttern im Job: „Trotz vieler Gleichstellungsgesetze müssen sie immer noch kämpfen: Sie trauen sich nicht, ihrem Chef zu sagen, dass sie schwanger sind, da diese Nachricht meist als unan-

genehm aufgefasst wird. Sie nehmen sich für wichtige Untersuchungen nicht frei – weil sie zu spüren bekommen, wie sehr das den Betrieb stört. Manche wissen genau, wie sie nach der Babypause behandelt werden – entweder kündigen sie daher gleich den Job oder tilgen während der Arbeitszeit jeden Anschein ihres Mutterseins.“

Das Kapitel über Kinderlose im Kölgereich sollte eigentlich nur „ein bisschen

„Berufstätige Frauen verlieren immer, egal, für welche Option sie sich entscheiden“

Caroline Gatrell  
Wissenschaftlerin



Balance“ in ihre Studie bringen. Gatrell wollte zeigen, dass auch deren Berufsleben „nicht immer ein Rosengarten“ sei. Doch die wenigen, nicht repräsentativen Eindrücke haben für eine heftige Neuauflage feministischer Debatten gesorgt.

„Es scheint, als ob den Alltagsbeobachtungen vieler Frauen plötzlich eine akademi-

sche Stimme gegeben worden wäre“, sagt Gatrell, die selbst Mutter ist. Cheffinnen haben sich seitdem in Gastbeiträgen zu Wort gemeldet und ihre kinderlose Mitarbeiterinnen als ewig verkaterter, faule und übersensible Zicken beschrieben: „Mütter kommen wenigstens nicht zur Arbeit, um den Vorgesetzten schöne Augen zu machen, sondern weil sie froh sind, mal aus dem Haus zu kommen.“

Im Sender BBC konterte eine Mittelständlerin mit dem Eingeständnis, nur noch Kinderlose zu beschäftigen, weil sie zuverlässiger seien. Etwaige Diskriminierungsklagen umgeht sie, indem sie sich ihr Personal ohne Stellenausschreibung sucht.

Welche brisante Konflikte Gatrell aufgedeckt hat, zeigen auch britische Internetforen, in denen sich Frauen aus der ganzen Welt zu Wort melden. Einige berichten, eher von Kolleginnen mit Kindern als von männlichen Chefs schlecht behandelt zu werden: „Büro-Mütter haben mich vor versammelter Mannschaft über meine Kinderlosigkeit ausgefragt“, sagt eine. „Für das Maß an ungläubigen Nachfragen, Arroganz und Respektlosigkeit von Müttern finde ich kaum Worte.“ Andere berichten, für Kolleginnen einspringen zu müssen, die früh nach Hause

gehen, „um Karnevalskostüme für die Kleinen zu basteln“, oder zu spät zur Arbeit kommen, weil „die Nanny, das Au-pair-Mädchen oder die Putzfrau unpünktlich war“. Eine Chefin und Mutter habe gar einer Bewerberin wegen deren Kinderlosigkeit die „Fähigkeit zum Multi-Tasking“ abgesprochen.

Mütter allerdings bejubeln Gatrells Erkenntnisse. Da freut sich eine und sagt: „Endlich merken die Chefs mal, was sie an uns haben.“ Die aufgebrachte Gegenwehr der Kinderlosen entlarve diese wahlweise als „wütende, merkwürdige Monster“ oder als „Schwarm gefühlkalter Fische“.

Unzählige Angestellte kritisieren in den Foren jedoch vor allem dies: „Ich habe es satt, wegen eurer Schulfreien immer im Sommer und über Weihnachten arbeiten zu müssen. Das ist übrigens nicht kaltherzig, sondern selbstlos von uns.“

Um Geringschätzung zu vermeiden, geben einige gar an, aus medizinischen Gründen kinderlos zu sein. Feministinnen plädieren derweil für völlig neue Begriffe: „Wir sind kinderfrei, nicht kinderlos.“ Aufgrund der Resonanz will Gatrell das Thema nun weiter erforschen – neue Kapitel in diesem Streit sind also programmiert.